

tastrophen verkleinert. Falls dies zuträfe, müßte man sich auch einmal fragen, inwiefern die geringere Katastrophenhäufigkeit sich auf die Gesellschaft, insbesondere die Wirtschaft, positiv auswirken konnte und darum etwa an der wirtschaftlichen Beschleunigung ab dem 12. Jahrhundert mit beteiligt war. In einer solchen Fragestellung müßte man natürlich auch die anderen Katastrophen, wie Kriege und Seuchen, berücksichtigen. Zumindest wird sich Josef Nussbaumer in einem zweiten Band statistisch mit den „Zivilisationskatastrophen“ befassen.

Unser Bewußtsein gegenüber Naturkatastrophen hat sich gewandelt. War früher das Wetter über unserem Kopf und allenfalls das Unwetter über des Nachbarns Haus nicht nur ein Gesprächsthema, sondern geradezu eine „Variable der Natur“, die das persönliche Überleben sicherte, schmälerte oder sogar verunmöglichte, so ist heute das gleiche Katastrophen-Ereignis meistens nur noch eine Variable innerhalb unseres Medienkonsums: Damit über eine Katastrophe, die am anderen Ende der Welt eintrat, berichtet wird, braucht es im Schnitt 39 Tote; bei 1 000 km Distanz nur sieben, bei 100 km genügt schon ein Opfer (S. 21). Diese Statistik läßt sich psychologisch leicht erklären, denn persönlich wirklich ergriffen kann man nur sein, wenn es „einen selber trifft“, oder wenn es zumindest Leute „betrifft“ zu denen man direkten Kontakt hat.

Das systematische Erfassen von Naturkatastrophen zeigt eindrücklich, daß der Mensch vor diesen Kollektivergebnissen der „Anderen“ irgendwie machtlos ist. Darum wird er wohl auch

die Gefahr solcher Geschehnisse verdrängen (etwa die Erdbebengefahr in San Francisco, Tokio oder an der Côte d'Azur) und hoffen, daß „nichts passieren wird“. Nach der Lektüre dieses Buches erscheint diese an sich irrationale Haltung eindeutig die einzig mögliche, weil der Mensch nicht in dauernder Angst vor einer hypothetischen Naturkatastrophe leben kann. Die wenigen rezensensorischen Angaben zu diesem Buch legen auf jeden Fall dar, daß über all die vom Autor selber erwähnten Probleme hinweg die Fragestellung einen wichtigen Beitrag zur menschlichen Geschichte leisten kann. Allein schon deshalb darf die *Chronik der Naturkatastrophen von 1500 bis heute* als ein gelungenes Werk bezeichnet werden.

Anselm Zurfluh

---

Tiroler Heimat. Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde. 60. Band.

Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1996; 310 Seiten.

Das Jahrbuch 1996 wird mit einem umfangreicheren, eigentlich für ein geplantes Handbuch zur Siedlungsgeschichte Mitteleuropas gedachten Beitrag von Rainer Loose mit dem Titel „Siedlungsgeschichte des südlichen mittleren Alpenraumes (Südtirol, Trentino, Bellunese) seit der Karolingerzeit“ (S. 5–86) eröffnet. Der durch seine zahlreichen siedlungshistorischen Arbeiten bekannte Autor (stellvertretend sei an die Untersuchung zur Siedlungsgenese des oberen Vinschgaues erinnert) stellt die bisher gewonnenen Forschungser-



gebnisse zu diesem Thema erstmals in einem größeren Zusammenhang dar, von den Karolingern bis zur Gegenwart, von den frühmittelalterlichen „curtes“ bis zu den „semirurali“-Zonen aus der faschistischen Machtpériode, wobei hier nur einige der behandelten Aspekte exemplarisch herausgegriffen werden können. Nach einer Einleitung mit Erläuterungen zu Forschungsgegenstand, Quellensituation und Arbeitstechniken geht Loose zunächst auf die Rahmenbedingungen für Siedlungstätigkeit, Naturraum einerseits und politische Entwicklung andererseits ein. Zu den wesentlichen Faktoren im Untersuchungsraum zählt die Lage an wichtigen Paßübergängen, wo verschiedene Grundherren, vor allem der König und kirchliche Institutionen große Höfe („curtes“, „villicaciones“, „curiae“) besitzen, die als die ältesten Siedlungskerne der heutigen Städte und Dörfer gelten. Das Aufbrechen dieser Struktur, gut erkennbar an der Zunahme der Grundherren verbunden mit immer komplizierter werdenden Besitzverhältnissen, und die einsetzende Rodungstätigkeit mit der für Tirol typischen Schwaighofkolonisation werden ebenso genau geschildert wie die siedlungshistorische Bedeutung von Stadt- und Marktgründungen einerseits und von Klöstern, Hospizen und Spitälern andererseits als Zeichen von zunehmender Handelstätigkeit bzw. Mobilität. Was den Bergbau betrifft, warnt Loose vor einer Überbewertung für die Besiedlung, weist aber gleichzeitig auf Lücken in der Erforschung der aus verschiedenen Gründen (Seuchen, Wüstungen, Truppendurchzüge) erfolgten Entsiedlungsvorgänge. Für die frühe Neuzeit

thematisiert Loose zunächst Emigrationserscheinungen, so z. B. nach Venedig, bedingt durch die zunehmenden Bevölkerungszahlen in den Alpentälern, während in Tirol diesbezüglich konfessionelle Auseinandersetzungen (Huterer) den Vorgang bestimmen; ausführlicher behandelt werden die Einflüsse aus dem venezianischen Gebiet auf den Norden (Trentino, Etschtal bis Bozen) in Wirtschaft (Seidenzucht) und Architektur („villeggiature“), den Ausbau der Städte nach dem Vorbild von Residenzstädten und die Versuche von Regierungsseite, im Sinne merkantilistischer Maßnahmen (Entsumpfung, Flußbegradigung) in den Landesausbau einzugreifen. Mit der am Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzenden Bautätigkeit im Verkehrsbereich (Straßen, Eisenbahn) sowie durch die sukzessive Elektrifizierung ab Ende des Jahrhunderts beginnt sich die gegenwärtige Siedlungsstruktur herauszubilden. Kennzeichnend dafür ist einerseits der einsetzende Tourismus, andererseits aber auch die Zunahme von Abwanderungen aus ländlichen Gebieten in die größer werdenden Zentren. Größere Bedeutung kommt im 20. Jahrhundert der Siedlungspolitik der Regierung Mussolini sowie der Option mit ihren entscheidenden Auswirkungen auf die aktuelle Situation zu. Ein kurzer Überblick über die Entwicklung seit 1945, die vor allem durch eine intensive Bautätigkeit in allen Bereichen geprägt ist, beschließt den Beitrag.

Mit einem Aspekt der frühneuzeitlichen Siedlungsgeschichte befaßt sich Georg Jäger in seiner Untersuchung „Siedlungsausbau und soziale Differenzierung der ländlichen Bevölkerung in Nordtirol während der frühen Neuzeit“



(S. 87–127). Auch in Tirol gehören die Selden (Kleinhäuser, Söllbehausungen) zu den charakteristischen Elementen des Siedlungsausbaus im 16. und 17. Jahrhundert, die in einigen Fällen noch heute das Dorfbild prägen. Seldner werden generell als Kleinstellenbesitzer definiert, die außer einem Garten über keinen Grundbesitz verfügen und daher einer Arbeit als Tagelöhner in vollbäuerlichen Betrieben, als Handwerker oder im Bergbau nachgehen müssen. Von Bedeutung ist diese Existenzmöglichkeit für nachgeborene Söhne im Anerbengebiet und für die Dienstleute größerer Bauern, die auf diese Weise eine Familie gründen können. Trotz erster urkundlicher Erwähnungen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts („selehüser“) ist das Seldnertum „hauptsächlich ein neuzeitlicher Vorgang“. Unter exakter Auswertung der einschlägigen Quellen (Mannschaftsaufschreibungen, Getreidebeschreibungen, Volkszählungen, Kataster) geht Jäger der räumlichen und zahlenmäßigen Verbreitung des Phänomens nach – allerdings nur innerhalb der Grenzen des heutigen Nordtirol. Die Ergebnisse, dargestellt anhand zahlreicher Karten und Tabellen, weisen zunächst auf regionale Unterschiede in der Verteilung hin: Während in den ausgewählten Gerichten des Oberlandes jeder sechste Bewohner als Seldner bezeichnet wird, gehört im von Jäger fast vollständig erfaßten Unterinntal jeder Dritte (mit Hausbesitz) dazu. Auch der Grad der sozialen Differenzierung unterscheidet das Oberinntal, wo die Realteilung zu großer Aufsplitterung der Besitzverhältnisse führt, vom Unterland, das vom Anerbenrecht gekennzeichnet ist

und in dem der Seldner im Vergleich zum Vollbauern eine deutlich niedrigere Position im ländlichen Sozialgefüge einnimmt. Außerdem läßt sich aus der Statistik auf einen engen Zusammenhang zwischen der Verbreitung des Seldnertums in den einzelnen Orten und den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen schließen. Ist es im Gericht Freundsberg der Silberbergbau in Schwaz (sogenannte „Knappei“ in Schwaz), der bei der Entstehung von Söllhäusern eine wichtige Rolle spielt, so bestimmt z. B. im Gerichtsbezirk Steinach der Brennerverkehr die Attraktivität von (hier landesfürstlichen) Seldneransiedlungen.

Mit einem bislang wenig beachteten Kapitel der tirolischen Verwaltungs- und (damit eng zusammenhängend) Archivgeschichte beschäftigt sich Peter Styra („Das Ende der kaiserlichen Thurn und Taxisschen Reichspost und das Rentamt Meran als Entschädigung des Fürsten von Thurn und Taxis. Ein Beitrag zur Geschichte und Bestandsüberlieferung“; S. 129–141). Im Jahre 1808 erhielt Fürst Karl Alexander von Thurn und Taxis, dessen Familie seit 1615 die Reichspost als erbliches Mannlehen innegehabt hatte, als Entschädigung für das in Staatsregie übergegangene bayerische Postwesen unter anderem das Rentamt Meran im damals bayerischen Innkreis, das als Nachfolgeinstitution des landesfürstlichen Kellenamtes die Zölle und Besitzungen in sechs Landgerichten (darunter auch solche der aufgelösten Deutschordenskommanden Schlanders und Weggenstein) verwaltete und mit Einnahmen von rund 29 000 Gulden knapp die Hälfte der von Bayern zu leistenden Entschädi-



gungssumme stellte. Diese Besitzverhältnisse änderten sich im Prinzip auch nach 1813 zunächst nicht, wesentlich einschneidender wirkten die nach 1848/49 angeordneten Maßnahmen zur Ablösung der Grundlasten. Den Abschluß dieser Entwicklungen bildeten die Aufkündigung des Lehenverbandes 1872, die Veräußerung des Rentamtsgebäudes an die Stadt Meran und die offizielle Auflösung des Rentamtes 1875. Das Schicksal der entsprechenden Archivbestände (Archiv des Kellenamtes, Rentamsregistratur) dürfte indes als ein Beispiel von vielen ähnlich gelagerten Fällen dienen. Aus Platzgründen wurden Teile des Archives 1855 und wohl auch später verkauft (belegt ist diesbezüglich ein Angebot aus dem Antiquariatshandel von 300 Gulden für einen Wiener Zentner Pergamenturkunden), bis schließlich 1875 die Überführung fast des gesamten Bestandes in das Zentralarchiv nach Regensburg angeordnet wurde, wo es 1994 vom Verfasser inventarisiert und durch Anlegung von drei Repertorien für die entsprechenden Serien erschlossen worden ist. Serie 1 enthält die noch erhaltenen 258 Urkunden des Kellenamtes – das älteste Stück stammt aus dem Jahre 1329 –, Serie 2 enthält 47 Urkunden des Rentamtes aus dem 19. Jahrhundert und Serie 3 die Akten sowohl des Kellenamtes als auch des Rentamtes, wobei der Verfasser Schloßordnungen des 16. bis 19. Jahrhunderts, Weinbücher aus dem 15. und 16. Jahrhundert, Urbare des Kellenamtes und der Deutschordenskommande Schlanders aus dem 15. bis 18. Jahrhundert sowie die vollständige Reihe der Holzzollregister von 1505 bis 1757 erwähnt.

Einen Beitrag zur Tiroler Filmgeschichte liefert Helmut Alexander („Nun werden unsere Glocken in der ganzen Welt gehört.“ Heimatfilm und Fremdenverkehr im Virgental; S. 143–157). Das bislang verkehrsmäßig wenig erschlossene Virgen in Osttirol diente zwischen 1929 und 1956 als Drehort von sieben Filmen (1929 „Der unsterbliche Lump“, 1930er Jahre „Konzert in Tirol“, 1949 „So gefällst du mir“, 1951 „Der Weibsteufel“, 1953 „Der unsterbliche Lump“ – Neuverfilmung, 1956 „Die Magd von Heiligenblut“, 1957 „Der schönste Tag meines Lebens“). Der Verfasser legt zunächst für jeden Film Angaben des Inhaltes und der Schauspielerei sowie Beschreibungen der Dreharbeiten anhand von Berichten aus der Tagespresse vor und geht dann eingehender auf den Heimatfilm als Gattung bzw. auf die Erwartungen der einheimischen Bevölkerung auf entsprechende Auswirkungen im Fremdenverkehr ein. Die unter völliger Ignorierung der Probleme des Drehortes in jeder Hinsicht vereinfachende Darstellung einer heilen Welt und integrierter Menschentypen wird dann problematisch, wenn es zu einem gezielten ideologischen Mißbrauch kommt. In Zusammenhang mit der historisch-politischen Entwicklung unterscheidet Alexander drei Phasen der Wandlung des Berg- und Heimatfilmes: Steht in den zwanziger und dreißiger Jahren die Darstellung einer für viele unbekannten Landschaft im Vordergrund, bietet der Film in der NS-Zeit die Möglichkeit zur Identifikation mit dem Wertgehalt von Begriffen wie Natur und Heimat, während in der Nachkriegszeit die Heimatssuche eine bedeutende Rolle spielt. Der



wirtschaftliche Aufschwung ist in Viren trotz Heimatfilm nicht wie erhofft eingetreten: „Einen Einfluß der Filmproduktionen auf die Zunahme des Fremdenverkehrs kann man an Hand der Nächtigungsstatistik nicht feststellen.“

Das Schicksal von vier 1943 aus Berlin nach Tirol geflüchteten Juden schildert Martin Achraier („In Tirol überlebt. Vier jüdische ‚U-Boote‘ in Tirol 1943–1945“, S. 159–184). Gestützt auf Berichte von Augenzeugen werden die Jahre des Amtsgerichtsrates Rudolf Ruhmann sowie der Arztgattin Irene Damm und ihrer Töchter Eva und Marion im Untergrund bis zum ersehnten Kriegsende 1945 zuerst in Pertisau am Achensee, dann in der Wildschönau nachgezeichnet. Unter den zahlreichen Menschen, die das Risiko nicht scheuten und die Flüchtlinge aufnahmen, ragt die Gestalt des Niederauer Lehrers Heinz Thaler heraus, der – trotz der 1938 auf Anregung des Pfarrers („da ich viel Unheil verhüten könne“) angenommenen Funktion eines Zellenleiters – nicht nur als Vermittler auf der Suche nach Unterschlupfmöglichkeiten hervortrat, sondern auch seinen zum Waffendienst eingezogenen ehemaligen Schülern aktuelle Informationen aus dem Heimatort zusandte und schließlich den Dachboden seines Hauses als Waffendepot für den Widerstand zur Verfügung stellte. In den verschiedenen Erzählungen der Beteiligten werden dabei immer wieder die in der weitgehenden wirtschaftlichen Eigenversorgung und im überschaubaren Bekanntenkreis begründeten Vorteile des ländlichen Gebietes als Zufluchtsort deutlich, die allerdings wohl nur einer privilegierten

Schicht mit den nötigen Kontakten und Mitteln offen standen. Als Motive für die Hilfsbereitschaft werden meistens die religiöse Einstellung sowie die Abneigung gegen das Nazi-Regime angegeben.

Im dritten Teil seines Überblickes „Karten zur Geschichte Tirols“ befaßt sich Fridolin Dörner mit der Situation der Kirchenkarten (S. 185–209). Neben den üblicherweise benutzten Kartenwerken von Franz Huter (Karten im Tirol-Atlas, Seelsorgen-Filiations-Karte) wird dabei sowohl unbekanntes (Diözesankarte in „Le diocesi d'Italia nei secoli XIII–XIV“ der Herausgeber Pietro Sella und Giovanni Vale von 1941) als auch schwer zugängliches Material, wie die allerdings nur in Form einer Fotokopie und eines Manuskripts vorliegende, im Rahmen des Unternehmens „Historischer Atlas der österreichischen Alpenländer“ ab 1943 ausgearbeitete Altpfarrenkarte von Sylvia Sterner-Rainer, präsentiert. Dabei beschränkt sich Dörner als intimer Kenner der Materie nicht nur auf eine oberflächliche Beschreibung der einzelnen Arbeiten. Bei der Diözesankarte von Sella-Vale weist er auf das Fehlen zahlreicher Altpfarren sowie fast aller Klöster und Spitäler hin; die in einigen Fällen irreführende Methode von Sterner-Rainer, den Umfang der Altpfarren den Grenzen der Katastralgemeinden anzugleichen, verdeutlicht zugleich die Problematik bei der Bewältigung derartiger Aufgaben.

Die Ergebnisse einer im Zuge von Restaurierungsmaßnahmen 1994 möglich gewordenen bauanalytischen Untersuchung an einer Oberinntaler Kirche legen Walter Hauser und Kurt Nicolussi am Anfang des Miszellenteils



vor („Die Vigilskirche von Obsaurs [Schönwies]. Baugeschichtliche und dendrochronologische Untersuchungen“, S. 211–220). Während an original erhaltenen Balken des Dachstuhles durchgeführte dendrochronologische Analysen auf eine Datierung des Erstbaues um 1465 schließen lassen, gibt die baugeschichtliche Untersuchung ein durchaus interessantes Detail frei: Bei einer wenige Jahrzehnte nach der Fertigstellung des ersten Kirchenbaues feststellbaren Neuerrichtung des Kirchenschiffes wurde der alte Dachstuhl stehen gelassen und diesem das neue Kirchenschiff gewissermaßen „untergeschoben“.

Mit zwei sprachwissenschaftlichen Beiträgen wird schließlich der erkennbare Themenschwerpunkt Siedlungsgeschichte wieder aufgenommen. Zunächst faßt Wilfried Schabus vor Ort angestellte Untersuchungen über das heutige Bild des Dialektes von nach Südamerika ausgewanderten Tirolern zusammen („Kontaktlinguistische Aspekte bei Tiroler Siedlergruppen in Pozuzo [Peru], Santa Leopoldina [Brasilien ES] und Dreizehnlinden [Brasilien SC]“, S. 221–227). Im relativ abgeschlossenen peruanischen Pozuzo, wohin 1857 neben Tirolern vor allem aus dem Oberinntal auch Bauern und Handwerker aus dem Rhein- und Moselgebiet ausgewandert sind, scheint bis auf wenige Ausnahmen („wo“ als Einleitung von Relativsätzen) „die deutsche Siedlervarietät [...] fest in tirolischer Hand zu sein“. Als Gründe führt Schabus die Überzahl der Tiroler (zwei Drittel), die mundartliche Verschiedenheit der „Rheinländer“ untereinander und die in der Siedlergemeinschaft dominierende Rolle des Seelsorgers Josef Egg an,

wodurch der Tiroler Dialekt (in seiner Oberinntaler Ausprägung) schon früh die Prestigevariante im sprachlichen Umgang geworden sei. Ähnliche Beobachtungen kann Schabus in Dreizehnlinden machen. Auch hier hat sich ein Ausgleich auf der Basis des Dialekts, der im Herkunftsgebiet der führenden Persönlichkeit, des ehemaligen Landwirtschaftsministers Andreas Thaler, herrschte, vollzogen. Auch in der 1859 von 82 vorwiegend aus dem oberen Inntal und dem Stubaital besiedelten Colónia Tirol de Santa Leopoldina lassen sich aufgrund der relativ isolierten Lage nordwesttirolische Kennformen bzw. -lautungen nachweisen. Allerdings hat sich in diesem Fall aufgrund der Nachbarschaft von Siedlern aus dem westmitteldeutschen und niederdeutschen Sprachraum eine stark mitteldeutsch geprägte „Verkehrssprache auf standardsprachlicher Grundlage“ entwickelt, die auf den Tiroler Dialekt insbesondere im Bereich der Benennung von landwirtschaftlichen Produkten (Karotten, Blumenkohl) und der Grußkonventionen (Guten Tag) wirkt.

Eng mit siedlungsgeschichtlichen Fakten hängt auch die Geschichte der Familiennamen zusammen, die Gunt-ram A. Plangg („Familiennamen in Westtirol“, S. 229–240) im Anschluß an Karl Finsterwalder überblicksmäßig darstellt. Charakteristisch für das erst spät eingedeutschte Gebiet um den Reschen, das zu den Gebieten „mit zwei oder mehr Sprachschichten in Familiennamen“ (Finsterwalder) gehört, ist das Fehlen von Wohnplatznamen auf *-er*, sonst der häufigste Typ in Tirol; „hier erstarrt vielmehr der Personennamen unverändert, ohne weiteren Zusatz, zum



Ortsnamen“ (Beispiel „Reschen“). Die Auswertung des Namengutes, das Plangg aus Zeugenlisten von Urkunden aus dem 12. und frühen 13. Jahrhundert und aus Steuerbüchern des 14. Jahrhunderts entnimmt, scheint diesen Eindruck zu bestätigen. Tatsächlich befinden sich von Hofnamen abgeleitete Familiennamen eindeutig in der Minderzahl, bevorzugt wird als Zusatz zum Rufnamen die Nennung vorwiegend des Vaters (Sippenbezeichnung) verwendet.

Dem Besprechungsstil (S. 241–265) folgen als Anhang die von Hans Gschnitzer und Wilfried Keller verfaßten Begleittexte zum Tirol-Atlas XII für die Karten H 1 (Verbreitung der Haus- und Hofformen), H 2 (Haus- und Hofformen – Beispiele) und H 3–6 (Bauweise bäuerlicher Wohnhäuser). Im vorangestellten Beitrag („Hofformen und Hauslandschaften in Tirol. Ein Beitrag zur Tiroler Hausforschung“) geht Hans Gschnitzer in Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung ausführlich auf die Definitionsproblematik auf diesem Gebiet ein und klammert dabei erfreulicherweise auch die neuesten Entwicklungen nicht aus.

*Harald Toniatti*

---

Pierre Chaunu, *Der Mensch. Drei Millionen Jahre. Achtzig Milliarden Schicksale.*

*Zürich: Thesis Verlag 1996, 352 Seiten.*

Pierre Chaunu wird in Hand- und Textbüchern als einer der Väter der quantitativen beziehungsweise der seriellen Geschichte genannt. Mit seinen in den

fünfundvierzig Jahren entstandenen bahnbrechenden handelsgeschichtlichen Untersuchungen („Seville et l'Atlantique“) sowie mit demographischen und kulturgeschichtlichen Arbeiten in den sechszig Jahren hat er sich dauerhaft einen Platz unter den Großen der Disziplin gesichert. Gemeinhin hat Chaunu Spätwerk hingegen nicht mehr die ungeteilte Anerkennung seiner Kollegen gefunden.

Dazu ist auch das nun in deutscher Übersetzung und Bearbeitung vom Zürcher Thesis Verlag unter dem Titel „Der Mensch“ vorgelegte und hier zu besprechende Werk zu zählen. Der gegenüber dem französischen Original neu hinzugekommene Haupttitel „Der Mensch“ ist – so läßt sich wenigstens vermuten – eine Konzession des Verlags an die gegenwärtige Modeströmung der „Historischen Anthropologie“. Die Frage nach dem Menschen – schlechthin gewissermaßen – ist ein Paradefall einer prinzipiell unentscheidbaren Frage (Heinz von Foerster). Ihre Beantwortung kann niemals Aufschluß über den Gegenstand, immer nur Aufschluß über den, der antwortet, geben – ganz analog zur Frage nach dem Ursprung der Welt. Aber man braucht sich diese Foersterschen Überlegungen und Einsichten noch gar nicht zu eigen gemacht zu haben, um einem historischen Syntheserversuch, der gleich auf „den Menschen“ zielt, mit Skepsis gegenüberzustehen. Die Lektüre des vorliegenden Buches hat für mich jedenfalls diese Skepsis abermals gerechtfertigt.

Chaunu beansprucht mit diesem Buch, eine Summe aus seiner wissenschaftlichen Arbeit zu ziehen, dementsprechend verzichtet er häufig auf